Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 13

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635003

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 13 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 27. März 1937

Ostern

Wie feierlich die Osterglocken klingen
Aus Stadt und Dorf, vom hohen Turm herab;
Das Lied sie von der Auferstehung singen,
Vom Sieg des Lebens über Tod und Grab.

Auch die Natur erwacht zu neuem Leben,
Die kürzlich noch im Winterschlafe lag.
O Wunderkraft! Geheimnisvolles Weben!
O einzig schöner Auferstehungstag!

In Feld und Wald, in Tälern und auf Höhen
Ein Wachsen, Blühen mit erneuter Pracht.
Welch' Farbenspiel! Gar lieblich anzusehen.
Wie schön hat Gott die Erde doch gemacht!

Und neue Melodien, neue Lieder
Singt uns der lieben Vöglein munt're Schar;
Sie bringen ihre Weisen immer wieder
Zu Gottes Lob, zu unsrer Freude dar.

Fühlst Du, o Mensch, inmitten solcher Freuden,
Nicht neue Lebenskraft ins Herz einzieh'n?
Wird nicht nach Winters Strenge, Not und Leiden
Ein schöner Frühlingsmorgen dir erblüh'n?

Manch' Pflänzlein zart, im Herzen tief verborgen,
Wollt wachsen, froh dem Licht entgegengeh'n:
Da kam ein Reif, statt einem Frühlingsmorgen
Und um das zarte Pflänzlein war's gescheh'n.

Manch' Blume hold den Lebensweg einst schmückte,
Zu eignem und zu And'rer Glück und Freud';
Doch rauher Stürme Weh'n die Blüte knickte
Und, ach, ganz still kam über Nacht das Leid.

Doch hat nach Nacht und Grau'n, nach Sturmeswehen
Dir immer wieder Sonnenschein gelacht;
Viel Schönes, Herrliches sahst Du erstehen
In Deinem Leben, das Dich froh gemacht.

Hat nicht ein Grabeshügel Dich gelehret:
Charfreitagsschmerz und Osterfreud' zugleich?
Der müde Leib zum Staub zurückgekehret,
Die Seele auf in Gottes ew'ges Reich...

Ja, Gott sei Dank! Charfreitags dunkeln Stunden
Folgt immer wieder Osterherrlichkeit;
Und Leid und Schmerz sind siegreich überwunden,
Nach Sorg' und Not winkt wieder frohe Zeit.

Empor zum Licht, befreit von schweren Banden,
Zu dem, was recht und edel, gut und rein!
In jedem Herz und Haus, in allen Landen
Möcht' solch' ein großes „Auferstehen" sein!

M. M.

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

13

Andreas Zumbrunn bat Jorinde im Laufe des Abends, ihm aufzuschreiben, wo und wann ihre Erzählertage stattfinden. Er kenne alle die umliegenden Orte, jedes Dorf im ganzen Kanton, da seine Arbeit, die Beaufsichtigung und Organisation der Heimarbeit, ja in seinen Händen liege. Möglicherweise bedürfe sie einmal einer Hilfe und er bitte sie, sich an ihn wenden zu wollen. Jorinde schrieb sofort die ganze Liste der Dörfer, die bereits um ihren Besuch gebeten hatten, und die Namen derer, von denen sie hoffte, daß sie es tun würden. Jorinde wollte sich ja nicht allein auf ihren heimatlichen Umkreis beschränken, sondern so weit wandern und erzählen, als es ihr möglich war, und man sie rief. Sie hoffte — und einmal war ihr ja das Glück beinahe ohne ihr Zutun in den Schoß gefallen —, daß sie noch öfters „Abende für Erwachsene" würde abhalten dürfen, und wollte sie aufs sorgfältigste vorbereiten und durch Neues ergänzen. Sie sei bis jetzt noch viel zu wenig da-

hinter gewesen, sogar mit dem Auswendiglernen, und sie habe sich das Beste vorgenommen.

„Vielleicht", sagte Zumbrunn, „werden Sie auch meinen Bruder öfters treffen, denn wir teilen uns auch in diese Arbeit."

„Ich weiß gar nicht, ob ich mich darüber freuen würde", sagte Jo. „Es ist mir durch die Verdoppelung Ihrer Erscheinung ein sonderbares Gefühl Ihrem Bruder gegenüber geblieben. Warum hat er mir nicht gesagt, daß er einen Zwillingsbruder habe? Er mußte doch wissen, daß dies der Grund war, warum ich mich so irrte."

„Vielleicht ließ er Sie gerne in dem Irrtum", sagte Pfarrer Koller und lachte ein wenig. „Also aus purem Eigennutz."

„Der nützt ihm nichts in diesem Fall. Ich bin böse auf ihn."

„Soll ich ihm das sagen?" fragte Andreas Zumbrunn.

„Wie Sie wollen. Ich bin so böse gewesen, daß es mir gleichgültig ist, ob er sich ärgert oder nicht." Beim Abschied bat der Wanderer die beiden Damen, ihn auf einer schönen Fahrt, von Thun nach Interlaken, begleiten zu wollen. Schönere Bauernhäuser fänden sich nirgends. Wenn man so vorüberfahre, wirkten sie wie eine kostbare Kette, so stünde eines nach dem andern in seinem Garten voll Blumen. Und wahre Fluten roter Nelken stürzten sich glühend aus den Fenstern über das dunkelgebrannte Holz. Die Misthaufen wirkten wie Teppiche, die Obstbäume und deren Stämme glänzten, als seien sie poliert, die Sonnenblumen lachten doppelt mannshoch über die grünen Gartenzäune. Es sei ein herrliches Land. Jo lachte.

„Sie sind ja ganz begeistert. Wollen wir annehmen, Fräulein Anna-Maria?" Und nun wurde verabredet, daß man die Fahrt an Jorindes nächstem Märchenabend machen wolle.

Jo erfuhr zum erstenmal, was es heißt, nicht zu schlafen. Die Stunden liefen beschwerten Schrittes. Aber doch schlug es eins, und schlug zwei, und immer lag Jo noch mit offenen Augen. Jedesmal, wenn sie aus dem sicheren Bewußtsein in das nebelhafte Traumland flüchten wollte, wachte sie jäh auf, und meinte von einer Turmspitze heruntergefallen zu sein, oder jählings in eine eisige Gletscherspalte hinabzufliegen. Schlimmer als die Schlaflosigkeit waren die Sorgen, die sie mit geschulterten Speeren umstanden. May! Ja, May. Den ganzen Tag war sie nicht dazu gekommen, über das arme Mädchen nachzudenken, gestern, am Tage ihres erfüllten Ehrgeizes. (Ehrgeiz! Wie falsch wird dieses Wort verstanden und gedeutet. Freude am verdienten Erfolg und bescheidener Ehre ist noch lange nicht „Geiz", und besonders nicht, wenn man, wie Jo, am Anfang stand.) Es kam hinzu, daß Jorinde sich scheute, an May zu denken, weil sie nicht wußte, wie sie ihr helfen sollte, und ihr doch irgendwie geholfen werden mußte. Wüßte ich nur, was das Rechte ist, dachte Jo. Ob es in diesem Falle doch richtig wäre, einfach das Schweige-Versprechen nicht zu halten? Nein, das kann nicht richtig sein, man soll sich auf das gegebene Wort verlassen können? Das geht also nicht. Gehindert muß May werden, sie darf mit dem... Kerl nicht einfach so ins Blaue reisen. Wenn man den Mann beseitigen könnte? Aber wie? Ihn gefangennehmen? Dumm. Wie kann man einen Mann gefangennehmen, der nicht gestohlen hat? Ich finde, daß das, was er unternehmen will, ebenso schlimm ist als stehlen. Ich würde einen Dieb laufen lassen, das weiß ich. Wenn man soviel hat und er hat nichts! Wenn ich es Papa schriebe? Oder dem Onkel Basilius? Halt, mir fällt etwas ein! Jo sprang aus dem Bett, suchte ihren Federhalter, nahm Papier und setzte sich, wie sie war, im Pyjama ans offene Fenster. Sie sah hinaus. Eine wunderschöne Nacht. Ganz blau war sie, dunkel und doch blau. Die Sterne funkelten zart über den ganzen Himmel zerstreut, wie goldene Samenkörner. Nur da und dort blitzte ein Stern auf, größer oder näher als die andern. Alles war so ergreifend groß. So unendlich und bewegt. Man durfte gar nicht versuchen, diese Größe zu verstehen, das konnte man ja gar nicht. Man war von diesen Geheimnissen ausgeschlossen. Wenn man sich da hinaufdachte, mitten unter die Sterne, und sah sie vorbeiströmen, sich drehen, kommen, gehen, verschwinden, wenn man die Millionen von Sonnen... das ist zu viel. Das darf man nicht denken. Man ist dem Schöpfer zu nahe, wenn man sich unter die Sterne versetzt. Jo fröstelte. Nein, das darf man erst, wenn man zu ihnen gehört. Wiederum fröstelte sie, und merkte, daß es die herrlich kühle Nachtluft war, die sie auf die Erde zurückrief. Habe ich geträumt, dachte sie, oder war ich dort oben?

Der Federhalter lag da und Jo nahm ihn und füllte Tinte in seinen Schwanenhals, nahm ein Papier und schrieb: Lieber Onkel Basilius! Gelt, Du hilfst mir? Du hast es mir versprochen bei meiner Konfirmation, als Du so gerührt warst. Und ich dachte schon damals gleich, daß ich Dich einmal beim Wort nehmen würde, wenn die Zeit gekommen sei. Jetzt ist sie gekommen. Gott sei Dank nicht für mich selber, und schon darum allein möchte ich Halleluja singen. Es ist aber etwas, wobei einem das Singen vergeht.

Zuerst mußt Du mir versprechen, keinem Menschen — auch Mama und Perkeo nicht — davon zu reden und irgend etwas zu verraten. Auch Deinem besten Freund sagst Du nichts, und Deiner besten Freundin nichts. Die kenne ich, die schwatzt gern. Also, ich nehme an, Du habest es versprochen. Ich muß jemand retten. Es will jemand in sein Unglück rennen und glaubt es nicht. Ich kann Dir aber nicht sagen, wer es ist, und wohin sie rennt. Mit einem Mann natürlich. Der steigt am zwölften Juli um elf Uhr dreißig in ein Abteil erster Klasse in den Zug nach Rom usw. Er ist groß, oben breit, in der Mitte dünn, was Du aber nicht sehen kannst, denn er trägt einen ganz hellen Ueberzieher. Er sieht etwas südlich aus, etwas olivengrün im Gesicht und hat ganz dunkle Augen. Mehr kann ich nicht sagen. Er macht einem den Eindruck, daß er auch bei Gelegenheit hochstapeln könnte. Ich habe ihn nie leiden mögen, sonst aber jedermann, sagt diejenige, welche ihn im nächsten Abteil erwartet, und zu der der Mann an der nächsten Station einsteigen will. Du versprichst mir, keinen Blick in jenes Abteil zu werfen. Du selbst mußt einen Handkoffer tragen, damit man denkt, Du reisest selber fort, und mußt einen Schal über den Arm haben zum selben Zweck. Einen Paß hältst Du in der Hand und tust, als suchest Du darin etwas, damit Du gut herumschielen kannst. Wenn Du ihn kommen siehst, mußt Du Dich beeilen, damit Du ihn vor dem Einsteigen abfangen kannst, denn nachher geht's nicht mehr, wegen den Mitreisenden. Du mußt zu ihm gehen und Deinen Hut heben und sagen: Wenn Sie nicht sofort umkehren und den Bahnhof verlassen, lasse ich Sie augenblicklich verhaften. Und Du zeigst Dein Inwendiges vom Ueberzieher — Du kannst ja irgend etwas Glänzendes dahinterstecken — und tust, als seiest Du ein Detektiv. Der Mann hat ein so schlechtes Gewissen, daß er Dir glauben und mit Dir umkehren wird. Hast Du das alles getan, so haben wir beide unsere Pflicht erfüllt, und fragen darfst Du mich nichts, wenn wir uns wiedersehen. Ich darf doch nichts sagen. Ich danke Dir sehr, daß Du das tun willst, Du verhinderst etwas sehr Böses und Dummes.

Mir geht es gut. Das wirst Du alles von Mama schon wissen. Ich habe schrecklich Freude an meinen Märchentagen, und auch am Geldverdienen. Das habe ich mir ärger vorgestellt. Mama hat mir erzählt, daß zu ihrer Zeit Geldverdienen für eine Frau oder ein Mädchen geradezu unmöglich gewesen sei. Man hätte höchstens Klavierstunden geben dürfen, alles andere sei unfein gewesen. Fast eine Schande. Da leben wir doch in

einer andern Zeit. Natürlich weiß ich gut — Du hättest mich ja doch damit zu ärgern versucht — daß das, was ich jetzt erlebe, nicht das richtige, eigentliche Geldverdienen ist. Beim richtigen hat man Sorgen. Man verdient wohl, aber nie genug. Ich habe keine Sorgen dabei, aber ich gebe mir viel Mühe und lerne viel auswendig und deklamiere für mich allein. Und wenn ich von einem Dorf zum andern muß, gehe ich auf der Landstraße und gebe kein Geld aus für die Eisenbahn, trotzdem sie jetzt mitten in Schwulitäten steckt, wie Papa mir geschrieben hat. Aber im Grunde geht sie mich ja nichts an. Daß mich ein Herr im Auto eingeladen hat, da kann ich nichts dafür. Und mit siebzehn Jahren — siebzehn vorbei, bald achtzehn — braucht man gar noch nicht so viel Sorgen zu haben. Uebrigens gibt es noch andere Sorgen als die ums Geld, davon kann ich ein Lied singen.

Da muß ich jetzt in der tiefen Nacht diesen Brief schreiben, um jemand von einer Sache zu erretten. Ich betrübe mich sehr, und mir ist es arg, daß ich nicht besser helfen kann. Papa und Mama darf ich nichts sagen, weil sie alles erraten würden, Du aber kennst sie und ihn nicht. Kurz, darum schreibe ich Dir, geliebter Onkel und Bruder meines Herzliebs. Gelt, Du findest den Kerl?

Danke vielmals. Schreib es gleich, ob es gelungen ist. Jetzt sind es noch elf Tage bis dahin. Deine Jorinde.

N. S. Es wäre auch endlich an der Zeit, daß Du einen Hausstand gründen würdest. Das ist doch etwas anderes, ein Mann wie der Herr Pfarrer, der sich um seine Nebenmenschen kümmert, und alle kommen und fragen um Hilfe, und er hat ein schönes Leben daheim, statt einer so wie Du, dem das Fußballspiel das Wichtigste ist, und der nicht einmal weiß, wie die Leute im untern Stock heißen. Die können ja sterben, ohne daß Du eine Ahnung hast. Und man könnte dann doch in Dein Haus kommen und mit Deiner Frau einen Tee trinken. Aber so? Wenn man kommt, so ist das Zimmer voll Rauch und es sitzt einer da und trinkt Kognak. Das ist gar nicht nett. Entschuldige meine Bemerkung, sie geschieht zu Deinem Besten. Und die Anna-Maria hier, glaube ich, hätte keine Freude an Dir. Was nicht ausschließt, daß ich Dich sehr gerne habe. Nur eben, es wäre Zeit zum Heiraten. D. O.

Jorinde wartete angstvoll auf die Antwort ihres Onkels. Daß er tun würde, worum sie ihn gebeten, wußte sie. Sonst hätte er ihr sofort geschrieben. Ob es aber nützen würde, was sie sich ausgedacht hatte, ob der Kerl gehorchen würde, und May im Stich lassen, dessen war sie nicht gewiß. Und ob May weiterfahren würde, wenn er nicht einstieg auf der nächsten Station? Würden sie nicht ein anderes Mal die Sache versuchen? Mitten in der Nacht wachte Jorinde auf, und dachte an die Gefahr, in der May schwebte. Auch um Mays Eltern sorgte sie sich. Warum sind Eltern aber auch so blind, fragte sie sich. Die müßten doch wissen, wie die Welt ist, und wissen, daß wenn zwei sich haben wollen, man aufpassen müsse. Ob sie auch richtig mit May geredet haben? Ihr alles vorgestellt, und ihr die Zukunft vorgemalt mit diesem Kerl? Natürlich nicht. Das kann man sich ja an den Fingern abzählen. Eltern meinen, wenn sie schimpfen und befehlen und mißtrauisch sind, das sei die Hauptsache. Das ist aber nicht die Hauptsache. Mit dem Kinde reden, vorher ihm helfen und nachher heulen. Oh, was bin ich froh, daß ich solche Eltern habe, wie die Mama und den Papa. Ich bin so dankbar für meine zwei. Ich will sie pflegen wenn sie alt sind. Aber der Papa hat ja Pflegerinnen genug, der braucht mich nicht dazu. So will ich ihm vorlesen, das hat er gern. Und Mama stricke ich ein weißes Bettjäckchen.

Wenn Jorinde mit ihren Gedanken bis zu Claudia und Perkeo gelangt war, schlief sie meist wieder ein, so beruhigend wirkten sie auf das Kind. Dachte sie aber weiter, z. B. bis Neapel und den Fluch von Mays Eltern, und daß May und er verderben mußten ... wenn der Heinrich Heine das traurige Lied nicht gedichtet hätte: Sie sind gestorben, verdorben, so müßte sie sich jetzt auch nicht so grämen. Daraufhin wagt es ja kein Mensch mehr, durchzubrennen. Warum, dachte Jo, ist es so arg, wenn man zusammen fortgeht, ohne daß die Eltern es erlauben? Und das Gesetz ist auch so streng, bis man achtzehn Jahre alt ist. Einen Monat später sagt es: Du bist alt genug, sorge für dich selber. Mich geht's keine Katz mehr an. Brenne doch durch, so viel du willst. Mir ist's Wurst. Es gibt kuriose Sachen. Vieles verstehe ich nicht. Und es frägt sich, ob Durchbrennen wirklich so arg ist, daß es mir den Schlaf nehmen darf. Es fehlen nur noch vier Tage bis zum Zwölften. Wenn doch Onkel Basilius mir irgend etwas geschrieben hätte, ob er es tun will oder nicht? Aber ein lediger ... Onkel .. der ... Jo schlief.

Als sie erwachte, war May wieder ihr erster Gedanke. Am Zehnten sollte sie den nächsten Vortrag halten. Eigentlich tat ihr das leid, denn gewiß, meinte Jo, könne sie mit einem frohen und unbeschwerten Herzen besser und mehr auf ihre Zuhörer wirken als mit einem geängstigten. Ich muß mir eben Mühe geben, an anderes zu denken, dachte sie. Sie hielt sich viel bei Anna-Maria auf, und ließ sich erzählen von Menschen und Menschenherzen, und von allem dem Leid, das so ein Herz beherbergen kann. Warum Anna-Maria wohl nicht geheiratet hätte? Ein so feines, liebes und liebenswürdiges Mädchen? Und sonst kommt doch jeder Schmiergel zu einem Mann. Natürlich, zu was für einem Mann, darauf kommt es an. Und was bedeutet: Was für einer? Mir kann vielleicht einer ausgezeichnet gefallen und der Anna-Maria gar nicht. Und ich kann mich irren. Es ist alles so kompliziert. So verworren. Nie gefällt allen das gleiche. Nie sind alle mit demselben zufrieden, das sehe ich schon bei unserm Skiklub. Nie darf man ganz sein, wie man ist, darf nicht einfach hassen, wenn man hassen möchte, sonst sind sie gleich mit einem Weisheitsspruch bei der Hand. Und lieben, wenn man möchte, darf man noch weniger, das sehe ich jetzt an May. Und wer weiß, was mir blüht. Nun, ich habe meine Zwei. Auf die kann ich mich schon verlassen. Aber im ganzen gibt's zu viel Soll und Muß in der Welt, und man hätte oft Lust zu den Negern zu gehen und dort zu leben, einfach und doch schön. Vielleicht ist's aber dort auch anders, als man denkt, und man bleibt schließlich am besten bei seinem Leisten.

Der Abend in Bruggen war erfreulich, und die Stunde bei den Kindern anregend und voll herziger, kleiner Ereignisse. Beide Male waren die Räume vollkommen gefüllt; der Beifall war herzlich. Jo war stolz, daß sie da oben sitzen durfte, und den erwachsenen und schon so gescheiten Menschen erzählen durfte. Blumen bekam sie beide Male, und abends lag sogar eine Schachtel Schokolade dazwischen. Es war keine Karte dabei. Nur eine herrliche Rose war mit dem Goldfaden festgemacht. Der Wanderer, natürlich. Wer sonst wüßte, daß sie die Zentifolien so liebte? Denn welche Rose duftet wie sie?

Anna-Maria hatte sie begleitet, und die Freundin mit dem Auto hatte sie hin- und herfahren lassen. Von Ort zu Ort war es ja nicht weiter als eine Stunde. Die Heimfahrt so in der stillen Sommernacht und unter den lieben Sternen war unbeschreiblich herrlich gewesen. Nicht ein Wort hatten die beiden gesprochen, und es sich nur, von dieser dunkeln Schönheit umgeben, wohl sein lassen. Jo fand zu Hause einen Brief vor, eine Karte nur, aber es stand darauf, daß Andreas Zumbrunn ihr Glück wünsche, und daß er die Fahrt nach Interlaken nicht vergessen habe. Die Damen hoffentlich auch nicht? A. Z. Jorinde

mußte lachen. A—Z, das ganze Alphabet. Und wenn man bedenkt, was das enthält!

Trotz der vielen Freude und Befriedigung, trotz der herrlichen Heimfahrt und der süßen Schokolade, wenn sie aufwachte und wenn sie einschlief, schlängelte sich die Sorge um May um jedes Erlebnis. Am dreizehnten Juli kam ein Telegramm von Basilius: Es war niemand zu finden. Ich habe das Mögliche getan. Bedaure den Mißerfolg. Brief folgt. Basil.

Jorinde war wie zerschmettert. Wie ist das nur möglich? Was ist geschehen? Was wird nun werden? Jetzt wissen es ja die Eltern und sorgen sich gräßlich. Den ganzen Tag kam sie nicht zur Ruhe, sah schlecht aus und war müde. Ihre Gastgeber taten alles, von dem sie dachten, daß es Jo zur Erheiterung dienen könne: Der Pfarrer spielte Schach mit ihr, aber Jo verlor und spielte ohne Enthusiasmus wie sonst. Anna-Maria erzählte ihr die hübschesten Dorfgeschichten, und wenn Jo auch da und dort einmal lachen mußte, so war es ein blasses und klangloses Lachen. Auch süßer Johannisbeerwein und Selbstgebackenes half nicht.

Endlich kam ein Brief von Basilius: Ja, Kleines, sei nicht traurig. Das sind beides Leute, die in ihr Verhängnis rennen, da hilft alles nichts. Ich war auf dem Bahnhof, ziemlich gekleidet und verkleidet, wie du es vorgeschrieben, und guten Willens voll. Ich schwenkte meinen gelben Handkoffer, ich äugte verstohlen nach allen Seiten, stand einmal links und einmal rechts, spazierte an der ersten Klasse vorbei, sah jeden einzelnen Menschen an und fixierte jeden genau, aber nichts. Niemand war da, der auch nur annähernd der Beschreibung geglichen hätte. Der Zugführer pfiff, die Räder begannen ihr rhythmisches Spiel, langsam fing der Zug an zu rollen, und die Leute winkten, aber keiner war da, den ich hätte anhalten können. Ich sah euern „Aeltesten", mit einem Rucksack auf dem Buckel, und sah eines der Skimädchen, die Sus oder die Lea, ebenfalls mit einem Rucksack versehen, daherrennen und mit dem Aeltesten in einem Drittklaßwagen verschwinden und wünschte ihnen glückliche Reise. Ein paar andere Köpfe der Bande sahen aus den Fenstern und winkten wütend, denn um ein Haar wären die zwei zu spät gekommen. Dem andern Paar, dem, das unterwegs nach Rom, dem freilich konnte ich nicht so fröhlich Glück wünschen. Und gerade das hätte es nötig.

Ich bin recht traurig nach Hause gegangen, denn aus deinem verschleierten Brief hatte ich wohl gemerkt, daß du nicht zum Scherz dich um deine Freundin sorgtest. Sag, das muß aber ein Schurke sein, der, dem gegenüber ich den Detektiv spielen wollte. Und zum Schluß: Deine frechen Bemerkungen, mein lediges Leben betreffend, hättest du dir ruhig sparen können. Wäre ja möglich, ich begegnete einem Ding, wie du eines bist, und da säße ich in der Tinte. Schreib es dir nur selber zu, wenn die heutige weibliche Jugend mich erschreckt. Im übrigen kommt eine kleine Sendung von mir, Gruß und Verzeihung enthaltend; als Trost auch und Linderung deiner Sorgen, in Form von allerlei Schmackhaftigkeiten. Auch für den Herrn Pfarrer und Fräulein Anna-Maria ist etwas dabei. (So, so, also der würde ich nicht gefallen?) Lebe wohl, Jorinde-Kind. Dein Onkel Basil.

Jorinde war tief niedergeschlagen nach dem Lesen von Onkel Basils Brief. Zugleich fühlte sie sich wie erlöst, denn nun hatte sie keinerlei Verantwortung mehr und konnte wieder ruhig schlafen. Zwar ging das nicht so ohne weiteres. Es ging sogar nicht, aber es war mehr die seelische Erschöpfung, die sie wachhielt, als eigentliche Sorge, die stets Handlung verlangt und erst weicht, wenn diese Handlung eingefädelt worden ist. Es kam aber zwei Tage nach diesem ersten Brief ein zweiter, von Claudia:

Mein Liebes, ehe du von fremder und vielleicht nicht wohlwollender Seite von dem hörst, was ich dir nun berichten muß, möchte ich mit dir reden. Es handelt sich um deine Freundin May. Du kennst sie ja, ein wenig allzu übermütig, allzu oberflächlich, ein wenig unüberlegt und nach Zerstreuungen jagend, und alle diese Eigenschaften oder Teile ihres Charakters bilden, als Ganzes, einen Menschen, der Versuchungen schwer aus dem Weg zu gehen vermag und Wünschen wenig widerstehen kann. So war es mit der armen May. Um es kurz zu sagen: Sie ist mit ihrem Tennislehrer fort, heimlich fort, und ihre Eltern haben keine Ahnung, wo sie ihr Kind suchen sollen. Ich weiß nicht, ob du dir die Folgen dieses Schrittes vorstellen kannst? Leider ist ein solcher öffentlicher Skandal von zehnfacher Wucht, einem geheimen Fehltritt gegenüber, und es ist nicht zu sagen schlecht und liederlich von jenem Manne, dies siebzehnjährige Kind zu einem solchen Schritt veranlaßt zu haben. Klagen wollen die Eltern nicht, es beleuchtet die Tatsache. Der Vater Mays reist herum und tut alle Schritte, die ihm möglich sind. Spricht, wo er Gelegenheit hat, davon, May zu verzeihen, um sie zu veranlassen, zurückzukommen, wenn sie davon hören sollte. Es geht das Gerücht — das Gerücht — die Eltern hätten zu einer Heirat mit dem Entführer ihre Einwilligung nicht geben wollen. Es wäre vielleicht — um des öffentlichen Aergernisses wegen — besser gewesen, sie hätten sich gefügt, obgleich diese Ehe schon im Kern faul gewesen wäre. Mays Mutter ist fort. Wie sehr kann ich mich an ihre Stelle versetzen.

Mein liebes Jorindeherz, nicht wahr, du hast immer Vertrauen zu deiner Mutter? Und gar zum Vater? Wer denn anders als wir könnten Dir in jedem Falle helfen? Aber ich kenne mein Meiteli, gar so leicht läßt es sein Herz nicht springen, und nun gar von daheim weg in die Irre.

Nun, meine Jo, sage ich dir Lebewohl. Ich weiß, ich habe dich traurig gemacht. Aber du würdest diese Nachricht doch von der ersten besten Bekannten erfahren haben. Unendlich tut mir das arme Kind leid. Verstehen kann ich es ja nicht, daß man noch heutzutage derartige Romantik zu erleben wünscht. Vielleicht ... ach, ich weiß ja nichts. Wir wollen an das arme Kind denken, gelt? Papa hat eine seiner ausgesuchtesten Verwünschungen hervorgeholt, um seine Erregung und sein Mitleid mit May zu meistern. Man wagt nicht, die Eltern zu trösten, und was wäre das auch für ein Trost? Also, Kind, möge es dir recht, recht gut gehen. Deine Liebe.

Richtig kommt noch eine Nachschrift: Nach dir habe ich heute gar nicht gefragt. Das nächste Mal.

Jorinde streichelte Mamas Brief. „Meine Liebe" flüsterte sie, und ihre Augen wurden feucht. Aber dann lief sie hinaus, und lief eine ganze Stunde lang um das ausgedehnte Dorf herum, um endlich im Eßzimmer Anna-Marias zu landen.

Fortsetzung folgt.

Fahrt ohne Ziel

Roman von Andreas Poltzer

Copyright by: Horn-Verlag. Berlin W 35

„Jetzt bist Du beleidigt", sagte sie kleinlaut.

Ich schwieg, obschon ich alles eher als beleidigt war. Wozu Marianne meine Rührung zeigen? Das war unter uns nicht üblich. Nun begann sie, mir ein lockendes Bild auszumalen, wie sie sich diese Nummer vorstellte.

Ich unterbrach sie nicht. Im stillen rechnete ich nach, was die Ausstattung sie kosten würde. Es war eine so beträchtliche Summe, daß sie sich nur im Falle eines sehr großen Erfolges bezahlt gemacht hätte, und selbst dann nicht mit Bestimmtheit. Marianne deutete mein Schweigen als stilles Einverständnis.

„Glaube nicht, daß das Auftreten in meiner Gruppe Dich